

Barclamiu Pelican

Wie muss man sich das Leben dazumals, also Mitte des 20. Jahrhunderts vorstellen?

Mein Vater hat sein ganzes Leben als Bauer gearbeitet, jedoch auch viele Schreinerarbeiten gemacht, was für die Landwirtschaft nur von Vorteil war. Mistgabelstiele konnte man damals beispielsweise nicht kaufen. Sogar Heurechen hat mein Vater selbst angefertigt. Ich hatte immer grosses Interesse an der Landwirtschaft und wollte schon als junger Bub Bauer werden. Als mein Vater dann starb, hatte ich gar keine andere Wahl. Es hätte mich schon auch gereizt, Schreiner zu werden. Als Bauer zu arbeiten, bedeutete damals alles von Hand zu machen. Bereits im Frühjahr mussten wir mit einigen Ochsen oder Rindern die Feldarbeiten erledigen. Die Arbeit auf der Landwirtschaft war oft sehr anstrengend. Zudem mussten wir viel Fronarbeit leisten, vor allem an Strassen – bei Wind und Wetter. Im Sommer mussten wir beispielsweise die Strasse für den Holztransport durch die „Stretga“ und über die Lawine „Acla“ für die Alp Ramosa unterhalten.

Damals haben wohl die wenigsten eine Ausbildung zum Bauer absolviert?

Es gab damals schon eine landwirtschaftliche Ausbildungsstätte, nämlich den Plantahof bei Landquart. Mein Lehrer riet meinem Vater, mich als Lehrer ausbilden zu lassen. Das wollte ich aber nicht. Letztendlich hat er gesagt, ich solle wenigstens eine Landwirtschaftsschule besuchen, ich hatte jedoch genug von der Schule. Zwei Jahre später ist mein Vater gestorben und

dann bestand gar keine andere Möglichkeit, als den Bauernhof zu übernehmen. Am Anfang fertigte ich nebst der Arbeit in der Berglandwirtschaft noch Schubkarren und Schlitten an. Ich habe sogar ein Joch gemacht, da das alte abgenutzt war. Vor dem Stall stand ein grosser Ahorn-Baum. Er hatte einmal erwähnt, dass er daraus gerne ein Doppelhalsjoch machen würde, was ich dann übernommen habe. Diesen besitze ich heute noch.

Zurück zu Ihrer Kindheit. An was können Sie sich noch erinnern?

Mein älterer Bruder starb, als ich vier Jahre alt war. Er hatte ins Spital nach Illanz gebracht werden müssen, da er eine Blinddarmentzündung hatte, wie noch viele andere zu dieser Zeit. Man hatte ihn zu lange zu Hause behalten und dann war es zu spät – die Entzündung war bereits ausgebrochen. Die Ärzte haben ihn operiert und nach Hause geschickt. Einige Tage später musste er jedoch wieder ins Spital zurück, wo er dann starb.

Wo sind Sie zur Schule gegangen?

In den ersten fünf Jahren bin ich im benachbarten Weiler Cons zur Schule, wo damals noch volle acht Klassen unterrichtet wurden.

Von nur einem Lehrer?

Genau. Im sechsten Jahr mussten wir ins Dorf, also nach Vrin. Dafür war es nötig, eine Prüfung abzulegen. Bestand man diese nicht, musste man die Klasse wiederholen.

*Wie viele Kinder gingen damals in
Cons zur Schule?*

Zu meiner Zeit waren es etwa 30 Schüler, heutzutage (2016) ist die Schule in ganz Vrin geschlossen.

*Jeden Tag mussten Sie nach Ligiazun
zum Mittagessen – zu Fuss?*

Das war keine grosse Sache. Wir hatten schliesslich zwei Stunden zur Verfügung und kannten einige Abkürzungen querfeldein. Auch als wir im Dorf zur Schule gingen, mussten wir mittags bei Wind und Wetter nach Ligiazun zum Mittagessen. Bei starkem Wind und Schneefall war das keine lustige Angelegenheit.

*Neben der Schule mussten noch zahl-
reiche Arbeiten verrichtet werden?*

Mittags musste das Kleinvieh getränkt und gefüttert werden. Neben der Schule mussten wir überall helfen, wo wir nur konnten. Das hat uns keineswegs geschadet. Heutzutage denkt man, dass Kinder nicht arbeiten sollten. Mit Mass schadet das jedoch keinem Kind. Beim Pflügen haben wir die Ochsen geführt und die Ackerschollen zerschlagen sowie Wurzeln und Unkraut zusammengesammelt. Auch die Mädchen mussten die Ochsen oder Pferde führen. War der Frühling einmal vorbei, hüteten wir das Vieh in Puzzatsch. Diejenigen Bauern, die vier Kühe hatten, zählten zu jenen mit der grösseren Landwirtschaft. Die meisten hatten nur zwei.

*Wie war das Leben auf dem Maien-
säss?*

Das waren wohl mit die schönsten Monate im Jahr, jeweils im Frühjahr und Herbst, was nicht bedeutet, dass die Arbeit ausblieb. Man musste Bergerlen fällen gehen. Dieses Holz wurde dann zum Käsen verwendet. Holz galt zu dieser Zeit als Mangelware. Jede Haushaltung bekam 4m³ Holz zugeteilt. Das meiste davon brauchte man als Bauholz. Deshalb ging man zusätzlich auf die andere Seite des Tals, um Erlen zu schlagen. Dieses Holz transportierten wir mit einem Ochsen nach Puzzatsch. Abends liessen wir die Kühe in der Nähe des Maiensässes weiden und mussten diese dabei hüten, da es damals noch keine elektrischen Zäune gab. Jeden Abend gingen wir zum Rosenkranz-Beten.

*Wie viele Leute waren im Mai auf dem
Maiensäss?*

Viele, die Häuser waren voll. Die Familien lebten während dieser Zeit dort oben, also in Puzzatsch.

*Damals hielt jeder Bauer einige Ziegen.
Wer hütete diese?*

Zu der Zeit, in welcher ich noch nicht zur Schule ging, gab es noch keinen Ziegenhirt. Bis 1934 wechselten sich die einzelnen Bauern der Reihe nach ab. Nachher verfügten auch die Maiensässe über einen Geisshirt.

*Welche Arbeiten waren sonst noch auf
dem Maiensäss zu verrichten?*

Die Männer gingen in den Wald, um Bäume zu fällen und zu rüsten. Mit dem Heuen wurde vor Sogn Placi, also vor dem 11. Juli, nicht begonnen. Manchmal fingen wir sogar noch später an.

Wann war der späteste Zeitpunkt, an dem man begonnen hat zu heuen?

Das war, soweit ich mich entsinnen kann, im Jahre 1946, als man erst am 20. Juli begonnen hatte. Es war ein schwieriger Sommer. Ständig mussten wir Fronarbeit leisten und die Strassen von Rufen befreien.

Mit dem Alpaufzug ging auch das Maiensässleben zu Ende. Und an diesem Tag herrschte eine ziemlich grosse Spannung zwischen einzelnen Bauern. Es ging um die „Heerkuh“, der kampf-tüchtigsten Kuh auf der Alp.

Eigentlich zog man ein grösseres Los mit der „Heermesserin“, also der besten Milchkuh, als mit der „Heerkuh“. Der grosse Stolz eines Bauern war jedoch schon die „Heerkuh“. Es gab auch schon Streit deswegen zwischen einzelnen Bauern.

Wie spielte sich ein normaler Tag auf der Alp ab?

Die Hirschaft musste sehr früh morgens aufstehen. Der Hirtenbube, der Kuhhirt und der Zusenn gingen auf die Weide, um die Kühe zu holen. Manchmal durfte der Hirtenbube in der Hütte bleiben und das Feuer überwachen. Anschliessend musste er schauen, dass die Kühe im Stafel blieben, was besonders in den ersten Tagen mühsam war. Dann wurde Frühstück gemacht, gekäst und die Kühe aus dem Stafel getrieben.

Wie viele Kühe hatte jeder einzelne zu melken?

In der Kriegszeit versuchten die Bauern, so viele Kühe wie möglich zu halten.

Dazumals kamen schon bis zu 25 oder 26 Kühe pro Melker zusammen.

Wie wurden die Kühe den Melkern zugeteilt?

Das wurde ausgelost. Der Glückliche war derjenige, dem nur wenige Kühe mit harten Zitzen zugeteilt wurden. Die Sehenscheidenentzündungen waren bei den Melkern gefürchtet.

Welche aussergewöhnlichen Arbeiten musste die Hirschaft verrichten?

Fast jeden Tag musste Ziegeerkäse produziert werden. Die Schotte wurde für den Abwasch von Holzgefässen benutzt, womit diese viel sauberer als bloss mit Wasser wurden. Damals gab es noch keine Milchzentrifugen. Die Milch musste also in die Gebsen getan und zu einem späteren Zeitpunkt entrahmt werden.

Damals war Butter wertvoller als Käse?

Ja, aber heutzutage ist das Gegenteil der Fall. Der Senn versuchte dazumals möglichst viel Butter zu produzieren. Den Alpnutzen durfte man vor „Sogn Barclamiu“ nicht abholen.

Wie wurde die Butter zu Hause aufbewahrt?

Irgendwo an einem kühlen Ort oder man machte Butterschmalz daraus. Am Ende des Sommers wurde die Alp-Rechnung erstellt und jeder Bauer bekam seinen Anteil an Käse, Zieger und Butter.

Wie spielte sich der Alpabzug ab?

Die „Heerkuh“ und die „Heermesserin“ wurden mit Blumenkränzen geschmückt. Da die meisten Kühe in Puzatsch, Pignola oder Campliun blieben, war das keine grosse Sache.

Bei Schneefall mussten die Alpen teilweise inmitten des Sommers entladen werden, da keine Ställe auf der Alp vorhanden waren.

In solchen Fällen kamen dann die „Schneemänner“ zum Einsatz, weil die Kühe bei starkem Schneefall ins Dorf geholt wurden. Es ist auch schon vorgekommen, dass im September so viel Schnee gefallen ist, dass man die Kühe direkt im Dorf behalten hat, ohne sie wieder auf die Alp zu bringen. 1963 mussten wir wegen Schneefall im Juli jede Woche einmal die Kuhalp entladen. 1954 mussten wir kurz nach der Bestossung, die Kühe vier Tage lang in Puzatsch durchfüttern.

Nach der Alpentladung kam die wohl schönste Zeit für die Buben, die Zeit der Gemeinatzung?

Ja, dann waren sie wieder beieinander und konnten den einen oder anderen Unfug treiben.

Im Herbst sowie im Mai wurde auf dem Maiensäss gekäst. Tat das jeder so wie er es für richtig empfand oder gab es Käseurse?

Das hatte jeder mehr oder weniger im Griff. Hie und da und vor allem bei Schneefall im Sommer wurde ausserordentlich fettig gekäst. Sonst wurde aus der Milch möglichst viel Butter ge-

macht. Bei grosser Hitze bestand das Risiko, dass die Milch sauer wurde.

Der Alpnutzen war ausschlaggebend für das Überleben. Lebte man nur vom eigenen oder konnte man es sich leisten, einige Sachen zu kaufen?

Lebensmittel kauften wir selten. Ein bisschen Mehl, Salz, Zucker und Polenta. Vier Kühe produzierten genug Käse und Butter. Früher empfand man es noch als Verschwendung, wenn der Senn auf der Alp 35 Liter Milch brauchte, um ein Kilogramm Butter zu produzieren. Heute werden oft 100 Liter Milch für die gleiche Menge Butter benutzt. Falls der Senn zu viel brauchte, riskierte er im nächsten Sommer, nicht mehr angestellt zu werden.

Für die meisten Familien reichte das Geld für das Leben aus, jedoch gab es auch zahlreiche arme Familien.

Die Kinder mussten so früh wie möglich auf die Alp gehen, oder als Knecht beziehungsweise Hausmädchen eine Arbeit finden, um Geld zu verdienen. Erst nach dem Krieg fanden viele Vriener im Unterland oder im Tourismus eine Anstellung.

Wann haben Sie das Dorf zum ersten Mal verlassen?

Abgesehen von einem Zahnarztbesuch, vermutlich erst als ich mich der militärischen Musterung stellen musste.

Ferien war damals ein Fremdwort?

Genau, denn wir mussten den ganzen Sommer über Heuen. Bei schlechtem Wetter wurde auf Vorrat gemäht und wenn das Wetter schön war, mussten wir tagelang rechnen. Oft wurde mit

Heuhaufen oder Heinzen gearbeitet. Trotzdem war es unvermeidbar, das auch schlechtes Heu darunter was.

Der erste Schnitt in den unteren Lagen gab nicht viel her, da man im Vergleich zu heute viel mehr Ackerland in Dorfnähe hatte?

Während der Kriegszeit war das Pflügen obligatorisch und die Fläche der Fettwiesen war relativ klein. Wir mussten also aus den vorhandenen, teils unergiebigem Wiesen den grösstmöglichen Nutzen ziehen. Das Heu in Dorfnähe wurde in Heutüchern in die Scheune getragen. Das Wildheu hingegen musste in Heuschobern oder Tristen am Berg gelagert und konnte erst später zu Tale gebracht werden. Jene Bauern mit Pferden hatten es ein wenig einfacher das Heu, zu transportieren. Ochsen wurden selten eingesetzt, da die Strassen oftmals für ein Fuhrwerk nicht geeignet waren. Eine weitere Arbeit bestand in der Getreideernte im Herbst. Das Getreide wurde damals noch von Hand gedrescht. Die Terrassen im Gelände zeugen davon, dass sogar auf 1600 Meter über Meer Getreide oder Kartoffeln angepflanzt wurden.

Anschliessend musste das Getreide in die Mühle gebracht werden?

Ja, davon gab es zwei.

Was wurde damals alles angebaut?

Dinkel, Roggen und Nacktgerste.

Wie wurde das Getreide in schlechten Jahren getrocknet?

Das Getreide wurde auf die Tennreite gelegt. In Vrin gab es keine Kornhisten.

Ist es auch schon vorgekommen, dass die Kartoffeln und das Getreide vom Schnee zerstört wurden oder dass die Ernte überhaupt ausfiel?

Ja, der Schnee und Frost haben mehrere Male für Ernteaussfälle gesorgt.

Die Leute waren damals viel abhängiger vom Klima und der Natur als heutzutage. Wie ging man mit dieser Unsicherheit und diesem Überlebensdruck um?

Die Leute vertrauten viel mehr auf den Herrn.

Um durchzukommen, ging man auch an hochgelegenen Steilwiesen wildheuen?

Man musste früh aufstehen und noch bei Dunkelheit aufbrechen. Da es damals nur wenige Heuscheunen gab, mussten wir Tristen, also grosse Wildheuhaufen machen, was eine heikle Angelegenheit war. Das Heu musste sehr gut verteilt und angedrückt werden, vor allem auf der unteren Seite sowie in der Mitte, damit es sich nicht mit Wasser vollsog oder sich verzog.

Wie gross waren diese Tristen? Wie viele Bündel ergaben sie?

Zwischen zwei und zwölf Bündel.

Dieses Heu wurde erst im späten Herbst ins Tal transportiert. Wie funktionierte das?

Wenn möglich, tat man dies bevor der grosse Schnee kam. Im ganzen Gebiet zählte man damals bis zu 60 Tristen.

Der Transport von Heubündeln war eine Gruppenarbeit?

Für vier Bündel Heu benötigte man mindestens vier Männer.

Wie verlief der Transport von Wildheu genau?

Zuerst musste man die Heuseile, bestehend aus einem Zugseil und zwei Bindseilen, verlegen. Nachher wurden einige Wische mit dem Rechen oder von Hand gemacht und ziegelförmig auf die Seile gelegt. Mit dem Heuschroteisen wurde dann die Triste geviertelt und das Heu plattenförmig aus dem Heuhaufen herausgenommen und zu Bürden geschichtet. In der Folge wurden die Wildheubürden zu einer Schleiflast gebunden, indem man das Zugseil in der Längsrichtung darum herum zog und die Bindseile im Zickzack über die Bürde führte und schliesslich seitlich je dreimal ineinander verschluffte. Im Gebiet unterhalb des Piz da Vrin gab es vier Schleifrouten.

War es schwer, die Heubündel die Schusshalde hinunterzuziehen?

Am Anfang schon. Ausserordentlich anstrengend war es, die Heubündel durch eine Ebene zu ziehen. An Steilhängen hingegen ging es teilweise fast zu schnell. Man konnte sich, falls man es wagte, hinten auf das Heubündel stellen und den Hang hinuntersausen.

Dass man sich überschlug, kam immer wieder vor.

Damals existierte noch das System der Halbpacht oder Drittelpacht. Wie funktionierte dieses System?

In der Regel gab man eine Magerwiese in Halbpacht, in der Kriegszeit sogar in Drittelpacht. Das bedeutet, dass zwei Drittel des Ertrages dem Besitzer zustanden. Das andere Drittel durfte jener behalten, der das Heu gemäht hatte.

Wie viel Milch gaben die Kühe, als Sie begonnen haben, als Bauer zu arbeiten?

Zwischen 2500 und 4000 Litern in 300 Tagen galten als gut bis sehr gut. Viele gaben jedoch nicht einmal mehr als 2000 Liter. Über 4000 Liter waren eher selten. Die Menge ist im Laufe der Zeit sukzessive angestiegen. Heute müssen die Kühe zu viel Milch liefern.

Die Stiere waren im Besitz der Genossenschaften. Wer entschied, welchen Stier man kaufte?

Dafür gab es eine Kommission. Bei einem Misserfolg in der Zucht, gab es massive Kritik.

Dann mussten die Kühe, die man decken lassen wollte, zum Stier geführt werden. Künstliche Besamungen gab es erst viel später.

Die Kühe mussten zu jenem Bauer gebracht werden, der den Stier fütterte. Je nachdem konnte der Weg sehr lang sein. Abkalben liess man wenn möglich erst ab anfangs Dezember.

Früher hatten alle Bauern viele kleine Parzellen. Heute ist das Land arrondiert. Was hat die Melioration ihrer Meinung nach gebracht?

Die Melioration hat den Bauern viel Gutes gebracht, vor allem die Strassen.

Wann haben Sie ihre erste Maschine gekauft?

1966 habe ich eine Mäh- und Zugmaschine gekauft, nämlich eine Aebi 70. Die Wege zu den Maiensässen waren aber eng und schlecht.

Was geschah, wenn man den Tierarzt oder den Hausarzt benötigte? Mussten diese zu Fuss kommen oder brauchte man sie überhaupt nicht?

Jedenfalls so wenig wie möglich. Bevor es Strassen gab, mussten diese zu Fuss kommen. Die Strasse bis Tgamanada wurde erst 1949 gebaut. Ganz früher kam der Hausarzt noch zu Pferde oder von Cons nach Ligiazun sogar mit dem Schlitten. Später besass dieser ein Auto.

Tierarzt und Hausarzt wurden nur im äussersten Notfall gerufen?

Hie und da war der Schaden grösser als der Nutzen. Bei Geburten kam es vor, dass die Frauen zu lange daheimblieben, so dass einige deswegen gestorben sind. Früher wurde oft mit Heilpflanzen gearbeitet, während heute alles mit Pillen behandelt wird.

Zum medizinischen Stand der damaligen Zeit würden Sie aber nicht mehr zurückkehren?

Nein, auf keinen Fall. Ich stehe jedoch auch nicht voll und ganz hinter der heutigen Medizin.

Als Bauer versuchte man, so viel wie möglich selbst zu behandeln?

Bei „trockener“ Klauenfäulnis machte man einen kleinen Schnitt in die Klaue und liess das Blut herausfliessen, obwohl der Tierarzt der Meinung war, man verbreite dadurch nur die Krankheit. Auch Euterentzündungen versuchte man selber zu heilen, manchmal gelang es aber hie und da ging es auch schief.

Wie wurde das Vieh verkauft, direkt oder auf dem Markt?

Auf den Markt ging man nur, wenn das Vieh nicht direkt verkauft werden konnte. Ich kann mich noch erinnern, wie mein Vater 1935 eine Kuh für 530 Franken und ein Rind für 560 Franken verkauft hat. Während und auch nach dem Zweiten Weltkrieg bekam man dafür das Doppelte. Am höchsten waren die Preise in den 1980er-Jahren.

Was war für Sie als Bauer früher besser als heute und umgekehrt?

Früher war es möglich, mit den Nachbarn zu plaudern, obwohl man früh aufstehen und hart arbeiten musste. Als die Maschinen kamen, schwand der Zusammenhalt der Leute.

Verstehe ich das richtig, dass das soziale Leben unter der Mechanisierung gelitten hat?

Möglicherweise. Andererseits mussten auch ältere Leute hart arbeiten, um zu überleben. Heute ist man nicht dazu

gezwungen, nach der Pension noch zu arbeiten.

Was würden Sie mit früher tauschen und was nicht?

Schwierig zu sagen. Man war damals öfter in Gesellschaft. Sonntags gingen alle zur Kirche und man kam mit den Leuten ins Gespräch. Jedoch waren die Häuser alt, kaum isoliert, die Frauen gebaren jedes Jahr und bekamen eher wenig Unterstützung von ihren Männern. Das war schon auch eine harte und traurige Zeit.

Wurde den ärmeren Familien geholfen?

Geholfen wurde immer, jedoch gab es auch Familien, die sich nicht helfen lassen wollten, um ihre Armut zu verdecken. Auch die wohlhabenderen Familien waren, was das Materielle anbelangt, nicht in der Lage, anderen viel zu helfen. Es wurden jedoch viel mehr Dienste geleistet als heute. Dazu war man immer bereit.

Witwen hatten es nicht leicht?

Meine Mutter bekam damals eine Witwenrente von 40 Franken im Monat. Die Kinder mussten also so bald als möglich arbeiten gehen, um Geld zu verdienen.

Wann kam Elektrizität und Wasser nach Ligiazun?

1927 wurde die Wasserleitung fertiggestellt. Elektrizität gab es erst ab 1945 oder 1946.

Können Sie sich noch an den Brand im Weiler Chischner erinnern?

Ich schlief tief und fest, als jemand gegen das Fenster geklopft und gerufen hat: „Chischner brennt!“ Die Frauen waren ebenfalls am Brandort und hatten eine Kette gebildet, um die Wassereimer vom Brunnen bis zum Brandherd weiterzureichen. Zum Glück befand sich ein grosser Haufen Schnee in der Nähe des Hauses, welchen wir ins Feuer werfen konnten. Es gelang uns so, das Gebäude nebenan zu retten, was bei derartigen Umständen fast unmöglich war.

Sie waren auch als Buchhalter der Viehzuchtgenossenschaft und als Gemeindekassier tätig. Wie sah eine Gemeindeabrechnung damals aus? Um welche Summen handelte es sich?

Die Einkünfte mussten in Steuertabellen eingetragen werden. Jeder musste beispielsweise fünf Franken Kopfsteuer bezahlen, inklusive Frauen ohne Stimmrecht. 1961 kam man auf einen Gesamtwert von etwa 20 000 Franken an Steuergeldern. Die Summe ist in der Folge sukzessive bis auf etwa 200 000 Franken angestiegen. Abgesehen von diesen Steuern floss wenig Geld durch die Gemeindekasse. Die Löhne der Lehrer wurden zur Hälfte vom Kanton bezahlt. Dies hat sich dann im Laufe der Zeit geändert und die Gemeinden mussten je nach Finanzstärke selber für das Schulwesen aufkommen.

Worin bestand der Auftrag an die Gemeinde?

Sie war für die Organisation zuständig, ob das nun den Ziegenhirten, das Schulwesen oder die Fronarbeit betraf.

Wie hoch war Ihr damaliger Lohn?

Ich bekam 600 Franken im Jahr, der Gemeindepräsident 500 Franken.

Was gibt es zum Sozialwesen zu sagen?

Das übernahm der Kanton zu einem grossen Teil.

Was taten Sie in Ihrer Freizeit, falls es diese überhaupt gab?

Lesen. Wir verfügten über etliche Bücher zu Hause. Ein Mal pro Woche wurde auch die romanische Zeitung ins Haus geliefert.

War Sport damals ein Thema?

Diejenigen, die nicht mehr zur Schule gingen und sich der Musterung nicht gestellt hatten, mussten Sport treiben. Soweit ich mich erinnern kann, war dies vom Staat verordnet worden. Es wurden Liegestützen gemacht, Hanteln gehoben und Kugeln gestossen.

Wie haben Sie den Zweiten Weltkrieg erlebt?

Den Bauern erging es nicht allzu schlecht. Die Arbeiter waren schlimmer dran, da sie kein eigenes Land besaßen. Für uns Kinder war das aber keine aussergewöhnliche Zeit.

Wie sieht Ihrer Meinung nach die Zukunft für Vrin und dessen Weiler aus?

Es geht nur noch bergab. Hier oben lebt bald niemand mehr. Diese Weiler werden wahrscheinlich eines Tages nur noch Maiensässe sein. Ich fürchte, dass hier trotz finanzieller Unterstützung von

aussen bald gar nichts mehr sein wird. Besser wird es bestimmt nicht. Vor vierzig Jahren hätte ich das noch nicht so gesehen. Man muss der Wahrheit jedoch ins Auge blicken.